



JAN-CHRISTOPH NÜSE

Operation Bird Dog

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



JAN-CHRISTOPH NÜSE
Operation Bird Dog

JAN-CHRISTOPH NÜSE

Operation
Bird Dog

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2018 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 2095 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2018

Lektorat: Sven Lang
Herstellung: Julia Franze
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © ullstein bild – dpa
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5713-5

»Es war die Zeit, in der die neuen Reichen sich noch unsicher fühlten, in der die Schwarzmarktgewinner nach Anlagen suchten und die Sparer den Krieg bezahlten.«

Aus: Wolfgang Koeppen

»Tauben im Gras«

PERSONEN

Dr. Victor Wrede, Chefvolkswirt der Bank
deutscher Länder

Eva Wrede, seine Frau

Carl Wrede, ihr gemeinsamer Sohn

Gerd Jennings, Journalist

Silvie Burmeister, Bankkauffrau

Lucius D. Clay, Militärgouverneur der
US-Besatzungszone

Jack Bennett, Finanzberater des US-Militärgouverneurs

Edward A. Tenenbaum, Stab des US-Militärgouverneurs

Katharina Grünberg, ehemalige Staatsanwältin,
Dolmetscherin

Dr. Karl Kosterlitz, ermittelnder Oberstaatsanwalt

Elisabeth Berger, Sekretärin von Karl Kosterlitz

Werner Stetten, ehemaliger General der Waffen-SS

Hans Treitschke, Buchhalter, Stettens rechte Hand

Emil Puhl, Strafgefangener, ehemaliger Vizepräsident
Deutsche Reichsbank

FAKTEN UND PERSONEN

Mich haben immer Kriminalromane fasziniert, die auf einer wahren Geschichte beruhen. Deshalb sind in »Operation Bird Dog« viele der überprüfbaren Fakten wahr und einige der Figuren reale Personen der Zeitgeschichte. Das gilt für beide Zeitebenen, 1948 und 1958.

Menschen, die unter den Folgen traumatischer Ereignisse litten, konnten weder 1948 noch zehn Jahre später auf Anerkennung oder Hilfe hoffen. Das galt unabhängig davon, ob es sich um Ereignisse als Folge des Zweiten Weltkriegs oder um Traumata im privaten Bereich handelte.

PROLOG

Frankfurter Rundschau, Ausgabe Silvester 1948

Doppelselbstmord in Bad Homburg

aj – BAD HOMBURG 29. Dezember

Dr. Victor Wrede, Mitglied des Direktoriums der Bank deutscher Länder, verübte gemeinsam mit seiner Frau wahrscheinlich schon am Abend des 24. Dezember Selbstmord in seiner Bad Homburger Wohnung.

Neben seinen toten Eltern lag der vierzehnjährige Sohn Carl – völlig erschöpft, aber lebend. Er wurde sofort in ein Homburger Krankenhaus eingeliefert.

März 1958

In den Nächten wüten wilde Tiere in meinem Kopf. Abgründe von Angst wechseln sich ab mit unfassbarer Wut und endloser Leere. Ich schreie, wache auf – und lebe weiter. Manchmal verstehe ich weder wie noch warum.

Habe ich wirklich neben Mama gelegen?

Ich weiß, dass es fast dunkel war und dass mir kalt war. Die Kälte hat mich geweckt. So wie ein Tier im Winterschlaf von seinem eigenen Körper geweckt wird, bevor es erfriert. Ich lag auf dem Teppich im Wohn-

zimmer, vor dem großen, braunen Sofa. Zusammengerollt wie ein Baby, mit so einem süßen, aber ganz ekeligen Geschmack im Mund. Ich wollte sofort aufstehen, aber es ging nicht. Es war, als würde ich keine Luft mehr bekommen, und ich musste ständig husten. Meine Beine und Arme taten so weh, als würde jemand mit dünnen Nadeln in meine Muskeln stechen. Jede Bewegung brannte wie Feuer. Nur langsam konnte ich mich aufrichten, zuerst auf die Knie. Dann sah ich sie vor mir, beide zusammengesunken auf dem Sofa. Sie hatten zusammen in der Mitte des Sofas gegessen. Aber ihre Oberkörper waren zur Seitenlehne hin weggekippt, jeder in eine andere Richtung. Wie Figuren, mit verdrehten Gliedern. Ich wusste sofort, dass sie tot waren. Aber gleichzeitig wirkte alles so unwirklich. Erst kniete ich vor dem Sofa, auf dem meine Eltern regungslos lagen. Ich versuchte, sie wiederaufzurichten, erst Mama, dann Papa.

Irgendwann musste ich wohl aufgegeben haben. Jennings fand mich auf dem Teppich vor dem Sofa. Ohne ihn wäre ich wohl erfroren.

Unser Wohnzimmer ist mir heute noch so in Erinnerung, wie ich es gesehen habe, als ich in eine Decke eingewickelt hinausgetragen wurde: auf der einen Seite das Sofa mit meinen beiden toten Eltern. Auf der anderen Seite der Weihnachtsbaum vor Papas großem, dunklen Schreibtisch, mit dem kleinen Tischchen voller Geschenke davor – alle noch verpackt. Ich habe mich seit damals so oft gefragt, warum meine Eltern überhaupt noch Geschenke besorgt hatten. Und warum hatte Papa einen Weihnachtsbaum gekauft – und dann noch einen so großen, auf den unsere

Spitze gar nicht draufpasste? Vielleicht hatte er ihn nur gekauft, damit ich bis zum Schluss nichts abnte. Nur die Unruhe der Eltern, die habe ich gespürt. In den letzten Tagen vor Weihnachten musste ich oft in mein Zimmer gehen. Sie müssten Vorbereitungen treffen, sagte Mama. Ich habe natürlich an Weihnachten gedacht. Sie hat nicht traurig gewirkt. Das wäre mir aufgefallen. Nur ernst.

Später bin ich oft wütend geworden – auf meine Eltern, die mich im Stich gelassen haben. Und auf die anderen im Internat, wenn sie von Mitgefühl sprachen. Die haben nicht den Hauch einer Ahnung, was in mir vorgeht. Manchmal ist mein Inneres nichts anderes als eine brodelnde Masse, die mich ängstigt. Aber Medikamente zur Beruhigung werfe ich weg.

Im Laufe der Jahre nach ihrem Tod wurden mir meine Eltern immer mehr fremd. Aber die eine Frage stelle ich mir immer wieder: Warum ist das alles geschehen? Manchmal erscheint es mir im Rückblick wie eine Art Dschungel, dieses Deutschland der ersten Jahre nach 1945. In den Ruinen galten ganz andere Regeln. Tote waren auch 1948 noch immer alltäglich, und für Zweifel war keine Zeit. Deshalb fragte wohl auch niemand nach, als Oberstaatsanwalt Dr. Kosterlitz seinen Abschlussbericht zum Tod meiner Eltern so zusammenfasste:

»In der Leichensache zum Nachteil von Wrede, Victor und Eva Wrede, ergaben sich keinerlei Anzeichen für Fremdverschulden.«

1.

27. Februar 1948. Frankfurt am Main. Amerikanische Besatzungszone.

Der Fahrer des Cadillacs fluchte, stemmte seinen Fuß auf die Bremse und presste ein vernehmbares »sorry« Richtung Trennscheibe. General Lucius D. Clay griff wortlos nach den beiden braunen Mappen auf dem Boden seines Dienstwagens und sah dann nach draußen. Auf den ersten Blick das übliche Bild: mit dem Rücken zu ihm seine Militärpolizei. Breitschultrige Männer in schweren Wintermänteln, eng nebeneinanderstehend, den gezogenen weißen Schlagstock in der erhobenen Hand. Ihnen gegenüber standen frierende, hagere Gestalten in dünnen, kurzen Jacken und geflickten Wollmänteln der Wehrmacht, in den Händen Holzschilder an dünnen Stöcken mit Aufschriften wie: »Wir wollen Kohle«, »Arbeitsschuhe statt Kommissstiefel« oder »Wir wollen Brot«. Nur hatte es diesmal eine kleine Gruppe von Demonstranten geschafft, die Absperrung direkt vor der Zufahrt zum Hauptquartier zu durchbrechen. General Clay stieß die Tür auf und stieg aus. Die drei Männer in seinem Begleitfahrzeug überstanden die Schrecksekunde, griffen zu ihren Maschinenpistolen und rannten nach vorn. Clay stoppte sie mit einer kurzen Handbewegung. Er hatte gesehen, wie ein älterer Mann abgeführt wurde. Der Mann war

offenbar auf dem vereisten Pflaster gestürzt und blutete aus einer Wunde am Mund. Zwei Polizisten schlepp-ten ihn zur Seite. Clay ging nach vorn, hob die blaue Schirmmütze des Alten auf und warf sie der verblüfften Torwache zu. Dann drehte er sich um und stieg wieder ein, nicht ohne einen letzten zufriedenen Blick auf seine vier Sterne auf dem unübersehbaren Schild am Kühlergrill des Cadillacs zu werfen.

In seinem Büro im ersten Stock ging Clay sofort zu der großen Fensterfront. Als er den inneren der beiden Fensterflügel öffnete, schlug ihm eisige Kälte ins Gesicht. Auch tagsüber war das Thermometer in diesem Februar bisher nie über den Gefrierpunkt geklettert. Clay sah nach unten auf den großen Platz direkt vor seinem Hauptquartier. Hier bot sich ihm ein ganz anderes Bild als draußen vor dem Haupttor. Gut gekleidete amerikanische Soldaten stiegen aus Jeeps und schwarzen Limousinen, begleitet von deutschen Zivilangestellten. Diese Deutschen wirkten zufrieden, zumindest von hier oben. Clay vergaß nie, dass ihre Zufriedenheit vor allem eine Folge des kostenlosen Mittagessens war, das sie erhielten und das nicht auf die knappen Rationen ihrer Lebensmittelkarte angerechnet wurde.

Die Details kannte Clay genau. Noch zwei Tage bis zum Ende der 111. Zuteilungsperiode, 2. bis 29. Februar 1948. Pro erwachsenem Normalverbraucher 7,5 Kilogramm Brot, 400 Gramm Fleisch, 125 Gramm Kaffeeersatz, ein Liter entrahmte Milch, 62,5 Gramm Käse. Und eine Vor-Einschreibung für Eier. Die Eier würden später ausgegeben werden. Nach Eintreffen der Ware. Wann auch immer das war.

General Lucius D. Clay war nicht dafür bekannt, sich Illusionen hinzugeben. Aber auch er hatte nicht damit gerechnet, dass der Alltag vieler Deutscher fast drei Jahre nach Kriegsende noch immer geprägt sein würde von Mangel und Not. Im letzten Winter hatte der ansonsten so mächtige Militärgouverneur Clay ohnmächtig zusehen müssen, wie in seiner Besatzungszone Tausende Menschen an Hunger und Kälte gestorben waren: in feuchten Kellern und zugigen Notunterkünften.

Nicht wenige Deutsche machten dafür die Besatzungsmächte verantwortlich. Immer wieder versammelten sich hungernde Menschen vor dem vier Meter hohen Sicherheitszaun rund um das amerikanische Hauptquartier. Die Demonstrierenden forderten höhere Rationen an Brot, Speck oder Kohle. Die Military Police zog dann ihre Schlagstöcke und konnte die Demonstranten jedes Mal nur unter großem Einsatz zurückdrängen. Die Vorfälle bewiesen Clay, dass er den Sicherheitszaun vorläufig nicht abbauen lassen konnte. Als Amerikaner in Deutschland würden sie auch weiterhin wie auf einer Insel leben: in gut geheizten Büros und in Wohnungen mit gut gefüllten Speisekammern – umgeben von einem Meer von Ruinen.

Es klopfte an seiner Bürotür. Clay drehte sich herum. Sein Finanzberater Jack Bennett eilte ihm bereits entgegen und streckte die Hand zur Begrüßung aus.

»General, Lucius – wir müssen jetzt schnell entscheiden ...«

Clay fasste Bennetts Hand und zog seinen Finanzberater mühelos zu sich heran. Bennett war der Proto-

typ eines Washingtoner Leichtgewichts: schmal, blass, unsportlich und fast immer einschläfernd langsam in seinen Bewegungen. Seine Augen verrieten allerdings, wie verdammt hellwach der Kerl war.

Doch diesmal hatte er die Türschwelle im Eiltempo hinter sich gelassen. Clay, der als 4-Sterne-General gern selbst das Tempo vorgab, trat auf die Bremse.

»Keep cool, Jack. Der Tag hat grade erst angefangen. Nimm dir erst einmal einen Kaffee aus der Thermoskanne.«

Bennett nickte, befreite seine Hand aus dem Zangenriff, fühlte kurz, fand die wichtigsten Knochen an ihrem Platz und startete die übliche Frotzelei.

»Du solltest dir ein paar Sandwiches kommen lassen, Lucius. Wenn du so weitermachst, siehst du bald nicht mehr aus wie ein Leichtathlet in Uniform, sondern wie ein Halbverhungertes, der im Stadion nicht mal die erste Runde schaffen würde.«

Clay schmunzelte. »Ach, Jack, lass dir 'ne neue Brille zusammenschrauben. Dann siehst du die Dinge so, wie sie sind.«

Während sich Bennett dem Kaffee zuwandte, ging Clay zurück zu seinem Schreibtisch. Im Vorübergehen sah er kurz in den Spiegel neben seinem Schrank. War sein Gesicht wirklich schmaler geworden? Er ging um seinen Schreibtisch herum und zog die Schublade auf. Ein leicht muffiger Geruch schlug ihm entgegen. Clay öffnete eine schwarze Ledermappe und griff zu dem kleinen Foto, das obenauf lag. Er hielt es erst in seiner rechten Hand, danach hinter seinem Rücken verborgen und postierte sich dann direkt neben seinem Besucher. Ben-

nett hatte sich inzwischen in den Besucherstuhl vor dem Schreibtisch fallen lassen. Der Becher mit dem frischen Kaffee stand vor ihm.

Clay sah seinen Finanzberater mit unbewegter Miene an. Von oben, abschätzend wie beim Poker. Es war nicht zu fassen. Diese unbekümmerte Miene konnte unmöglich einfach nur Fassade sein. Und doch war es so. Niemand wusste, was der Ex-Banker Jack Bennett wirklich dachte. Und ob er überhaupt gerade dachte. Für seine Kameraden war es immer wieder ein Vergnügen, ihn bei wichtigen Verhandlungen zu erleben. Bennett schlüpfte dann in seine Lieblingsrolle: das Krokodil in der Sonne. Den Kopf auf eine Hand gestützt, träge, mit halb geschlossenen Augen, blieb die zuweilen langsam kreisende Brille das einzige Lebenszeichen. Wer ihn allerdings unterschätzte, fühlte Bennetts Biss, bevor er die Zähne überhaupt entdeckt hatte.

Clay ließ die Hand mit dem Foto nach vorn schnellen. Das Bild zeigte einen sehr jungen, amerikanischen Offizier, der in einem Konzentrationslager der Nazis von ausgemergelten Gefangenen begrüßt wird. Im Hintergrund waren unzählige Leichen zu sehen.

»Jack, hast du dir dieses Bild jemals genau angesehen? Welcher Vollidiot hat damals dafür gesorgt, dass unsere Vorhut in Buchenwald aus halben Kindern bestand?« Clay beugte sich nach vorn. »Mich interessiert nicht, ob Tenenbaum das alles überhaupt schon verarbeitet hat. Das weißt du genau ...«

Jack Bennett griff langsam nach seinem Kaffeebecher, schlürfte genüsslich, sah Richtung Fenster und schwieg. Er versuchte erst gar nicht, nach dem Bild zu greifen, das

ihm sein Chef noch immer entgegenhielt. Er wusste: Clay war noch nicht fertig.

»Verdammt, Jack. Wir haben die Sache schon so lange vor uns hergeschoben. Mal wollten wir noch nicht starten, weil hier zu viel in Trümmern lag. Dann wollte Washington kein grünes Licht geben, weil die verdammten Russen durchdrehten. Den idealen Zeitpunkt gibt es sowieso nicht. Und wenn, dann war er vorgestern! Aber davon abgesehen ist dieser Junge einfach auch zu jung. Ich habe gestandene Offiziere erlebt, die sich vor der Landung in der Normandie in die Hose gemacht haben. Und wir haben seitdem kaum etwas gemacht, was ich für wichtiger halte als Bird Dog.«

Jack Bennett wartete mit seiner Antwort. Von unten, vom Eingang des Hauptquartiers, war ein unverständlicher Befehl zu hören. Dann schlugen Autotüren zu und der Motor eines Lastwagens heulte auf. Bennett wandte sich wieder seinem Chef zu. Er kannte das Foto. Keineswegs schockiert oder eingeschüchtert, sondern ruhig wie immer betrachtete er das Gesicht seines Vorgesetzten, die ausgeprägte Nase, das schmale, fast aristokratisch wirkende Profil. Nicht nur deswegen lautete Clays Nickname »The Kaiser«.

Schon oft hatte Bennett erkennen können, ob es möglich war, seinen General noch umzustimmen. Clay war zwar groß und sportlich. Aber er verkörperte nicht den typischen, allzeit vorwärtsstürmenden Army-Officer. Im Gegenteil. Er war nur selten an der Front eingesetzt. Trotzdem hatte er es bereits während des Zweiten Weltkriegs zum stellvertretenden Stabschef des Oberkommandierenden aller US-Streitkräfte in Europa gebracht –

ohne Frage eine Folge seiner Fähigkeiten als genialer Organisator. Denn wie jeder Kommandeur wusste auch Dwight D. Eisenhower, dass er ohne seine Logistiker keine Chance hatte. Denn eine Armee konnte nur dann siegen, wenn das richtige Material zum richtigen Zeitpunkt in ausreichender Menge am richtigen Ort zur Verfügung stand. Nach dem Sieg über Nazideutschland hatte Präsident Truman seinen erfolgreichen General Eisenhower ins Weiße Haus geholt. Und niemand in Washington wunderte sich, dass es Lucius D. Clay war, der an Eisenhowers früherem Schreibtisch in Frankfurt Platz nahm, als Militärgouverneur der US-Besatzungszone. Clay bezog auch Eisenhowers Dienstwohnung in der früheren Fabrikantenvilla Reimers am Hardtwald in Bad Homburg. Auf den vertrauten Anblick der grasenden Milchkuh im Garten musste er allerdings verzichten. Emily war mit ihrem golfenden General auf das heimische Grün in Washington D. C. zurückgekehrt.

Fast drei Jahre waren seit dem Sieg vergangen. Aber die Aufräumarbeiten schienen kein Ende zu nehmen. Noch immer zerrten in deutschen Innenstädten kleine Lokomotiven große Mengen Schutt zu Verwertungsanlagen in den Vororten. Und die deutsche Kohleförderung hatte noch längst nicht wieder Vorkriegsniveau erreicht.

General Lucius D. Clay begann seine Zuversicht zu verlieren. Jack Bennett hatte das in den letzten Wochen oft in dem Gesicht direkt vor ihm ablesen können. Er wusste aber auch, dass Clay ihm noch immer vertraute.

»General – die Sache in Buchenwald ... Es waren für uns alle schreckliche Bilder, aber das ist doch schon fast drei Jahre her ... Lucius, bitte glaube mir. Es sprechen

viele Gründe für Tenenbaum. Hier sind die wichtigsten drei. Erstens: Er ist fachlich wirklich gut. Er hat in Yale die beste wirtschaftswissenschaftliche Arbeit seines Jahrgangs geschrieben. Das wird ihm auch Respekt bei den deutschen Fachleuten verschaffen. Du weißt genauso gut wie ich, dass wir einige deutsche Experten hinzuziehen müssen. Zweitens: Er spricht nicht nur Deutsch, sondern auch fließend Französisch ...«

Clay sprang verärgert auf. »Jack – noch nicht einmal die gutwilligen Briten werden ihm zuhören, geschweige denn die eigensinnigen Franzosen. Kein Wunder. Mit 26 Jahren soll er Fachleuten und altgedienten Frontoffizieren sagen, was wir wollen und was sie zu tun haben? Du hältst zwar große Stücke auf ihn. Aber er bleibt ein Nobody-Lieutenant aus deiner Finanzabteilung.«

Zu Clays Überraschung stand Bennett mit seinem Kaffeebecher in der Hand ebenfalls auf, setzte den Becher hart auf der Untertasse ab und klatschte dann zweimal in die Hände. »Ein Nobody. Genau das ist er. Und genau das ist auch mein Grund Nummer drei: die Geheimhaltung. Niemand hat ihn unter Beobachtung – die Russen nicht, und vor allem nicht die Deutschen. Du weißt, an welche ich denke.«

Um Zeit zu gewinnen, ging Clay um seinen Schreibtisch herum. Fast unmerklich nickte er seinem Finanzberater zu. Sicher, die Nazis mussten sie im Blick behalten. Sie sammelten sich wieder. Aber anstatt deutlich zu sagen, was ihn beunruhigte, machte Jack Andeutungen. Das war schon immer seine Art gewesen. Nur nichts dramatisieren, nichts schriftlich, und um Himmels willen nichts ins Protokoll. Ja, es stimmte. Jack würde immer

der Washingtoner Bürohengst bleiben, der er vor dem Krieg gewesen war – im Ministerium, und früher in der Bank.

Clay klopfte Bennett auf die Schulter. »In Ordnung, Jack. Ich denke darüber nach und melde mich bei dir.«

»Okay. Na dann ...« Jack Bennett stand auf und ging zur Tür, drehte sich aber noch einmal um. »Lucius, bitte vergiss nicht: Wir haben schon viel zu lange gewartet. Und wir zahlen teuer für den ganzen Schlamassel hier. Jeder amerikanische Steuerzahler tut das. Weil diese verdammte Inflation verhindert, dass sich die Deutschen selbst ernähren können.«

Clay nickte. »Ja, Jack. Du hast sicher recht. Und ich werde mich schnell entscheiden.«

Clay öffnete die Tür. Doch Bennett weigerte sich, von seinem Lieblings-Thema abzulassen, und hielt sein Handgelenk hoch. »Wo hast du deine Armbanduhr gekauft, Lucius? Es ist doch eine Gruen, oder?«

»Meine Frau hat sie mir geschenkt.«

»Wusstest du, dass die Gruen Watch Company von einem Deutschen gegründet wurde? Einem Deutschen aus der Gegend hier?«

»Nein, Jack, das wusste ich nicht. Wie so vieles andere, was ich nicht weiß. Was willst du mir sagen?«

»Es sind amerikanische Uhrwerke, keine Schweizer. Das stimmt. Aber die Dinger sind okay und nicht billig, deine wie meine. Hast du eine Ahnung, was deine Uhr auf dem Schwarzmarkt einbringen würde?«

Clay schüttelte verblüfft den Kopf und schmunzelte dann ein wenig. »Nein, Jack. Aber ich habe das Gefühl, ich müsste schon ein größeres Geschütz als mei-

nen Colt auftreiben, um zu verhindern, dass du es mir gleich sagst ...«

»Stimmt. Für deine Armbanduhr bekommst du gerade mal zwei Kilo Butter. Und das auch nur, weil sie aus den Staaten ist. Lucius, wir können nicht weiter warten.«

Clay nickte langsam.

»Ich melde mich, Jack. Und danke für den Einkaufstipp ...«

Clay stieß die Tür hinter Bennett ins Schloss, setzte sich auf seinen Schreibtischstuhl, lehnte sich nach hinten und ließ die Beine auf die weiche Schreibunterlage fallen.

Auf der Militäarakademie in West Point hatten sie immer ihre Späße über detailversessene Zahlenjongleure wie Jack Bennett gemacht. Aber verdammt, manchmal war man auf sie angewiesen. Und wenn Jack meinte, für das Projekt bräuchten sie Youngsters wie Tenenbaum, dann war es wohl auch so. Die Frage war nur, wie die Jungs all die düsteren Dinge so wegsteckten, die sie als junge Soldaten zu Gesicht bekommen hatten. Vielleicht würde sich später mal jemand darum kümmern müssen. Aber jetzt hatten sie andere Sorgen.

2.

10. März 1958. Internat Burg Baldringen. Altena, Südwestfalen.

Das Schlimmste ist, morgens aufzuwachen und nicht zu wissen, ob ich in der Nacht wieder geschrien habe. Und wenn ich geschrien habe, ob es nur Schreie waren. Oder Worte. Oder Namen? Würde es mir überhaupt helfen, wenn ich es wüsste? Oder wäre ich einfach nur unendlich traurig?

Manchmal kommt eine ungeheure Wut in mir auf. So wie gerade, nachdem ich aufgewacht bin. Es ist eine Wut auf meine Eltern, weil sie sich umgebracht haben. Wie konnten sie aufgeben, in der Mitte ihres Lebens? Warum haben sie nicht gekämpft? Warum fehlte ihnen die Kraft dazu? Sie haben doch beide nicht an einer tödlichen Krankheit gelitten. Das Leben wäre doch weitergegangen – egal, welche Probleme sie auch hatten. Wie konnten sie mich mit in den Tod reißen wollen? Ihr Tod war vielleicht ihr freier Entschluss. Aber mit welchem Recht sollte ich sterben?

Einen Vorwurf an sie muss ich allerdings zurücknehmen. Den Vorwurf, dass sie mir keinen Abschiedsbrief hinterlassen haben. Ein Abschiedsbrief an mich war aus ihrer Sicht unnötig. Sie wollten, dass wir gemeinsam sterben. Ich habe nur durch Glück überlebt. Dr. Schlehan spricht manchmal von dem Kind, das ich einmal war. Er

sagt, dass es mir deshalb so schwerfällt, mich an früher zu erinnern. Auch wenn meine Eltern mich nicht mit in den Tod genommen haben – sie haben dennoch das Kind getötet, sagt er.

Heute ist mein Abschiedstag, hier im Internat, und später auch auf der Arbeit. Wenn ich mich in meinem Zimmer umsehe, dann muss ich an Simon denken. Fünf Jahre haben wir uns diese Besenkammer geteilt, bis zu seinem Abitur. Simon hat sich nie zu meinen Alpträumen geäußert. Er hat sogar akzeptiert, dass anfangs die kleine Lampe auf meinem Nachttisch eingeschaltet bleiben sollte, damit ich besser einschlafen konnte. Simon war froh, selbst in Ruhe gelassen zu werden. Er blieb genauso wie ich fast jedes Wochenende hier. Sein Stiefvater wollte ihn nicht sehen. So waren wir also auch am Wochenende zusammen. Immerhin bekam er am Elterntag Besuch.

Dr. Schlehan erwartet mich gleich zum Abschlussgespräch um 9 Uhr. Ich habe ihm viel zu verdanken. Er hat mir nach meinem Abitur auch die Lehre im Fernsehwerk besorgt. Ich durfte sogar als Externer noch hier wohnen bleiben.

Aber heute, an diesem Tag mitten in der Woche, ist die Zeit der strengen Internatsregeln für immer vorbei. Meine Sachen sind bereits gepackt.

Nur den Füllfederhalter meines Vaters muss ich noch einpacken. Er liegt in meinem abschließbaren Pult. Früher, zu Hause, da hab ich ihn manchmal aus der Halterung auf dem Schreibtisch genommen. Aber nur dann, wenn Papa nicht da war. Ich mag es immer noch, den Füller gegen das Licht zu halten. In dem Sichtfenster

sieht man die Tinte. Früher, als Papa noch damit schrieb, schwappte die Tinte langsam hin und her. Wie kleine Wellen. Jetzt allerdings nicht mehr. Sie ist wohl eingetrocknet.

3.

27. Februar 1948. Bremerhaven. Amerikanische Besatzungszone. Seefliegerhorst Nordhafen.

Der Pilot fuhr das Fahrwerk aus und drückte die Nase der Beechcraft Staggerwing in Richtung Landebahn. »Freigabe zur Landung erhalten, Lieutenant.«

Tenenbaum freute sich, dass das beunruhigende Rumpeln unter seinen Füßen aufgehört hatte, und drehte den Kopf leicht nach rechts. Im ersten Moment sah er allerdings kaum mehr als die weit vorgeschobene untere Tragfläche des Doppeldeckers. Nach vorn begrenzte der große Pratt & Whitney Sternmotor das Blickfeld. Irgendwo da unten musste dieses riesige Hafenbecken sein, von dem die Kameraden der Air Force erzählt hatten – die Basis des ersten Flugzeugträgers, den Hitler in

Auftrag gegeben hatte. Kaum etwas zu sehen. Brauchte er eine neue Brille? Oder lag es nur daran, dass es dunkel wurde?

»Sie fliegen sofort nach Bremerhaven«, hatte ihm General Lucius D. Clay heute Morgen befohlen und dabei gegrint. »Ein paar Master of Disaster in Washington haben uns 'ne Menge Päckchen geschickt und machen nun wie immer einen Riesenwirbel darum.« Der Chef freute sich jedes Mal, wenn er über die Leute im Finanzministerium in Washington lästern konnte. »Washington findet, die Deutschen kosten uns zu viel Geld. Aber was machen die Klugscheißer? Schicken uns Wertsachen, auf die wir auch noch aufpassen müssen.«

Clay schüttelte den Kopf und versuchte sich mit offensichtlichem Vergnügen in der Rolle des empörten Untergebenen, dem seine Vorgesetzten Unrecht getan haben. Tenenbaum fand jedes Mal, dass sein oberster Chef nicht zum Schauspieler taugte. Doch Clay schien diese Zweifel nicht zu haben.

»Die letzte Lieferung ist angeblich heute Morgen angekommen. Falls das Zeug tatsächlich da ist, will ich es schnellstmöglich hier in Frankfurt haben. Geräuschlos. Und, Tenenbaum: keep your mouth shut.«

Er fragte sich, mit wem er hätte reden sollen. Sein einziger Begleiter im Moment, also sein Pilot, hatte sich jedenfalls eine Art Schweigegelübde auferlegt.

Tenenbaum öffnete den Reißverschluss und zwängte seine rechte Hand ins Innere seines Fliegeroveralls. Das Erste, was er ertastete, war seine ausgeprägte Speckrolle. Verfluchte, verführerische Candy-Riegel. Zum Glück war der dünne Papierstreifen auch noch da. Tenenbaum

zog das gefaltete Fernschreiben heraus, griff zu seiner Dynamo-Taschenlampe und presste den Schwunghebel gegen den Griff. Dem vertrauten Surren folgte ein flackernder, schmaler Lichtstrahl. Er ging noch einmal jede Zeile durch.

**OFFICE OF MILITARY GOVERNMENT FOR
GERMANY (U.S.)
OUTGOING MESSAGE
TOP SECRET
PRIORITY**

From: Office of Military Government for Germany
Office of the Financial Advisor
APO 742, U.S. Army
To: Commanding General
Bremerhaven Port of Embarkation
APO 751, U.S. Army

Last incoming shipment of Bird Dog. Date of arrival:
26 Feb 48.

Name of Vessel: General W. M. Black
4.800 boxes. Total Bird Dog and Door Knob: 22.895 boxes.

AGC IN 13171 26 Feb 48 REF NO: WX-88489

Also 4.800 Kisten aus New York erwarteten ihn, Anlieferung heute in Bremerhaven als Fracht auf der »General W.M. Black«, die letzte Lieferung von insgesamt rund